Kriegs-Echo

Nr. 19 Wochen-Chronik 10 Pf. (15 Heller)

18. Dezember 1914 Ullstein & Co

Unsere Freunde im Orient

Seit der „Heilige Krieg“ von dem Scheich ul Islam und den ehrwürdigen Gelehrten des geistlichen Rechts im Bereich des Islam feierlich verkündet ward, ist in die nüchternen und ernsten Kriegsbetrachtungen, die unserer Presse und unserem Volk zum Ruhm gereichen, ein reichlich bunter Einschlag gekommen, und die Phantasie folgt beschwingt den Schienenwegen, die über Konstantinopel hinaus nach Mekka und Medina, nach Damaskus und Aleppo und weiter hinein nach Arabien und Mesopotamien ins Land der Märchen führen. In endlosen Scharen marschieren sie an, die romantischen Gestalten aus fernen Landen, deren Namen schon geheimnisvolle Verheißungen zu verbürgen scheint: Aus dem Innern Arabiens kommen die Beduinenschwärme auf höckrigen Dromedaren und langgeschwänzten Vollblutrossen geritten. Habib Ullah Chan, dem Sohne Abdur-Rahmâns, folgen Hunderttausende von Kriegern, die von den düsteren Bergen Afghanistans hinabsteigen in die heiteren Ebenen, wo die Millionen unterdrückter Inder mit sehnsüchtigen und wehmütigen Augen nach dem Befreier ausschauen. In Marokko schwingt sich Sidi Abd-el-Malek, des großen Franzosenhassers Abd-el-Kader würdiger Sohn, auf das schnelle Streitroß, um die Feinde des Glaubens aus dem Kaiserreich des Westens zu verjagen. Und auch die Bewohner des Sudans, die glaubenseifrigen Perser, die wüstenräuberischen Tuaregs, die Schiiten von Kerbelah, die fanatischen Stämme des Tschadgebiets, der Nahib von Darfur und der berühmte Scheich der Senussi kehren immer wieder in den Kriegsmeldungen und Kriegsgerüchten, die aus allen Ecken der Welt zu uns geflogen kommen.

Heiliger Krieg! ... Wir wollen die Wirkung dieses Schlachtrufs, der gellend durch Asien und Afrika tönt und auf tausend Wegen zu Hunderttausenden den glaubenseifriger



Enver Pascha,
türkischer Kriegsminister und Vize-Generalissimus, in Feldgrau

Männer dringt, nicht unterschätzen. Und wollen uns freuen, daß unseren Feinden, die rings die Hölle gegen uns losgelassen und die ärmsten und kulturfremdesten Wilden zu Trägern ihrer ehemals glorreichen Fahnen gemacht, aus der Mitte der Völker, die ihrem Zwang und ihrer Lockung hilflos ausgeliefert schienen, mächtiger Widerstand erwächst. Aber wir wollen uns auch nicht berauschen lassen von dem seltsamen Glanz der Ferne, von dem Reiz und Duft des Exotischen, von dem Märchenschimmer, der über den Dingen des Orients gleißend liegt. Unser Geschick und das Schicksal der Welt wird nicht entschieden durch die Reiterscharen der Beduinen, durch das Wattenpanzergeschwader Inner-Afrikas, durch die Gefechte und Revolten an fernen, blauen Gestaden, sondern in dem harten und fahlen Licht der nordischen Wintertage, die auf den unromantischen, häßlichen, trostlosen Weiten Polens schwer und sonnenlos lasten. Dort ringt sieghaft unser bewußter Wille, unser bestes Können, unser edelstes Blut gegen die Macht der Masse, gegen die Millionen Namenloser, die dem Herrscherwillen ihrer harten Herren unbedankt gehorchen und im Dunkel sterben wie sie lebten.

Die Zeit wird es lehren, was die Sendboten des Scheik ul Islam vermögen, und was an kriegerischer Kraft nach jahrhundertelangem Druck und Zwang in den verarmten und enterbten Volksstämmen von Inner-Asien und Nord-Afrika durch die Macht des Glaubens erweckt werden kann. Wir wollen uns nicht zu viel versprechen und in Ruhe abwarten, was die große Stunde des Orients an Taten gebiert. Ganz anders steht es mit der Leistungs- und Entschlußfähigkeit der Türken, die allein noch von den Völkern des Ostens eine organisierte Macht in die Wagschale des Geschicks zu werfen haben. Nicht leichten Herzens hat die Vormacht des Islams den Entschluß gefaßt, alles an alles zu setzen. Es gab Leute genug, die den Frieden um jeden Preis schätzen und lieber noch eine kurze Gnadenfrist in Schmach und Unglück verleben wollen, statt mit kühnem Entschluß dem Schicksal entgegenzutreten. Seit Jahren waren ja die Staatskräfte der Türkei planmäßig gelähmt worden. Jeder rettende Entschluß wurde mit List und auch mit brutaler Gewalt durchkreuzt; jede Reform fand unüberwindliche Widerstände, jede staatsfeindliche Tendenz willige und gebefreudige Helfer. An Händen und Füßen gefesselt, jeder Kraft und fast auch jeder Hoffnung beraubt, so lag dieser Staatskörper vor dem gierig aufgesperrten Rachen Englands und Rußlands, und seine einzige Rettung war immer wieder, daß die beiden Ungetüme einander die Beute nicht gönnten. Unter den Augen des russischen und englischen Botschafters, die vergeblich alle Minen springen ließen, geschah das Wunderbare, das unterirdische Werk der Erneuerung, gefördert von einigen wenigen, denen die Tat der Stein, Scharnhorst und Gneisenau Vorbild und erhebendes Beispiel war.

Wie immer die Würfel fallen mögen, wir dürfen uns freuen, zu diesem rettenden Entschluß, der einer großen Nation die Freiheit verheißt, das Unsere beigetragen zu haben. Die Soldaten des Sultans, die in den Schluchten des Kaukasus und in der Arabischen Wüste Kälte, Durst und Hitze ertragen, kämpfen gegen dieselben Feinde wie die Söhne unseres Landes, und auch sie fechten für eine gerechte Sache. Der Tag, der dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie den Segen eines gesicherten Friedens bringt, wird auch für die Türkei eine große Zeit einläuten und dem gesamten Morgenland, von dem einst die Kultur ihren langen, schmerzensreichen Weg durch die Welt antrat, nach Tausend und einer Nacht des Leidens einen neuen Morgen bringen.

Der ruhmreiche Untergang unseres Südseegeschwaders

Vier deutsche Kreuzer von einer gewaltigen Uebermacht vernichtet

Das war kein Heldenstück! Wie den erschöpften Hirsch, so jagten die größten und stärksten Bulldoggen der Engländer die fünf deutschen Schiffe, die aus den Häfen und Flußläufen Ostasiens den Weg ins freie Meer nehmen und die Kriegsflagge des Reichs bis in den fünften Monat hinein siegreich und ehrenhaft im Winde wehen ließen. Das war kein Kampf mit gleichen Waffen, kein Kampf, in dem Mut, Geschick, Hingabe, Opferfreudigkeit den Sieg bringen konnte, sondern ein unentrinnbares Verhängnis, das sich ehern erfüllen mußte. Wir alle wußten, daß die Kreuzer auf den fernen Meeren auf verlorenen Posten standen. Es gab von Anfang an nur die eine Wahl, ob sie sich in neutrale Häfen retten, oder, hingegeben an das große Ganze, sich opfern sollten, durch ihren Untergang die Größe der deutschen Sache bewährend. Kein Wimpel sank, keine weiße Flagge war zu sehen, kein Verbergen und Ducken. Vier Monate lang durchkreuzten die wackeren Sturmgesellen die Weiten des Weltmeeres, in denen sich nirgends eine sichere Stätte bot, nirgends ein Ruhepunkt, nirgends eine Möglichkeit, Schäden zu bessern, Menschen und Maschinen Ruhe zu gönnen, dem unendlich feinen und vielfältigen Apparat des modernen Kriegsschiffs neue Kraft und Ersatzstoffe zuzuführen. Und gegen diese paar Schiffe stand das Aufgebot nicht nur der größten Seemacht aller Zeiten, sondern auch aller ihrer Verbündeten, im Besitz aller Hilfsmittel und Hilfskräfte, aller Stützpunkte und Nachrichtenquellen.

Es schien ein Wunder, daß auch nur eine Woche verging, in der die Meere nicht dieser Uebermacht gehörten. Statt dessen verging Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, ohne daß es selbst den vereinigten Engländern, Franzosen, Russen, Japanern, Australiern gelang, das edle Wild zu erjagen, obgleich die wenigen deutschen Schiffe sich keineswegs verkrochen, sondern mit einer Seelenruhe und Sicherheit, als gehörte ihnen das Jagdrevier, den feindlichen Handel schädigten, und sogar der feindlichen Kriegsflotte schweren Abbruch taten. Auf das Konto des Kreuzers „Emden“ kamen nicht nur Dutzende feindlicher Handelsschiffe, sondern auch der russische Kreuzer „Schemtschug“ und ein französischer Torpedojäger, die sie im feindlichen Hafen tödlich traf. Und das deutsche Südseegeschwader unter dem Befehl des Grafen von Spee setzte am 1. November die Welt in Erstaunen durch seinen glänzenden Sieg über eine gleich starke englische Streitmacht an der Küste von Chile, in der Nähe der Insel Santa Maria. Das war seines kurzen Heldenlebens stolzer Höhepunkt. Die Totgeweihten hatten gezeigt, was sie zu leisten vermögen, wenn nur einigermaßen die Waffen gleich stehen.

Die Folgen dieses Sieges waren so verhängnisvoll für das englische Ansehen, daß nunmehr Anstrengungen und Machtmittel verdoppelt und verdreifacht wurden, um die Scharte auszuwetzen. Eine gewaltige Armada wurde ausgesandt, bestehend aus 38 Fahrzeugen, von denen ein Teil an Schnelligkeit und Stärke den deutschen Schiffen ganz gewaltig überlegen war. Den Befehl führte auf englischer Seite Admiral Sturdee, der Chef des Admiralstabs, in eigener Person, einer der besten Seeleute, die England zu versenden hat. Wahrlich, man tat den beiden mittelstarken und den drei kleinen Kreuzern, man tat den Helden der „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“, „Dresden“ und „Nürnberg“ viel Ehre an durch diesen Kreuzzug, diese An-

sammlung von Streitkräften, die genügen würden, eine ganze Flotte, ein ganzes Land zu überwältigen. Und doch haben unsere Schiffe, als sie in trüber Morgenstunde sich der unendlichen Uebermacht gegenübersahen, den ungleichen Kampf gewagt und haben sich gewehrt mit einem Heldenmut und mit einer Ausdauer, die unter günstigeren Umständen den Sieg hätte bringen müssen. Nach englischen Berichten, die allein vorliegen, hat die Seeschlacht nicht weniger als fünf Stunden gedauert. „Scharnhorst“ sank erst nach dreistündigem Kampf, und mit ihr ging in die Tiefe der tapfere Admiral des Geschwaders Maximilian Graf von Spee. Zwei Stunden später folgte die „Gneisenau“, und auch die „Leipzig“ wurde vom Verhängnis ereilt. Die schnelleren kleinen Kreuzern „Dresden“ und „Nürnberg“ vermochten sich der Vernichtung zu entziehen, doch wurde die „Nürnberg“ später von den Verfolgern erreicht und ebenfalls versenkt.

Wir beklagen den Verlust vieler Hunderter von tapferen Männern, die aufrecht und pflichtbewußt, mit dem Tode die Treue zu Kaiser und Reich besiegelnd, den Seemannstod starben. Die Zahl der Geretteten wird als gering bezeichnet. Herbe Trauer ist vielen deutschen Familien beschieden, und mit ihnen klagt das ganze Volk um diese tapferen Söhne. Aber wie sie nicht vergeblich gestorben sind, so werden ihre Kameraden, so werden alle unsere blauen Jungen, die Leute an den schweren Geschützen der Schlachtschiffe, die Männer an den Maschinen der schnellen Kreuzer, die Todbereiten der Unterseeboote alles daran setzen, jetzt erst recht zu zeigen, daß die junge deutsche



W. T. B. Berlin, 10. Dez. Laut amtlicher Reutermeldung aus London ist unser Kreuzergeschwader am 8. Dezember, 7½ Uhr morgens, in der Nähe der Falklandsinseln von einem englischen Geschwader unter dem Kommando des Vizeadmirals Sturdee gesichtet und angegriffen worden. Nach der gleichen Meldung sind in dem Gefecht S. M. Schiffe „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und „Leipzig“ gesunken. Zwei Kohlendampfer sind in Feindeshand gefallen. S. M. Schiffen „Dresden“ und „Nürnberg“ gelang es, zu entkommen, sie werden angeblich verfolgt. Unsere Verluste scheinen schwer zu sein. Eine Anzahl Ueberlebender der gesunkenen Schiffe wurde gerettet. Ueber die Stärke des Gegners, dessen Verluste gering sein sollen, enthalten die englischen Meldungen nichts.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.
gez.: von Pohl.

Marine nicht nur zu sterben, sondern auch zu siegen weiß.

Die Panzerkreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ sind Schwesterschiffe und stammen aus dem Jahre 1906. Sie hatten eine Länge von rund 144 Meter, eine Breite von 21,6 Meter, ein Deplacement von 11 600 Tonnen und waren bestückt mit 8 Kanonen von 21, mit 6 Kanonen von 15 und mit 18 Kanonen von 8,8 Zentimeter Kaliber. Sie entwickelten eine Geschwindigkeit von etwa 22,5 Knoten und hatten eine Besatzung von je rund 760 Mann. Der geschützte Kreuzer „Leipzig“ stammt aus dem Jahre 1905, war 110,6 Meter lang, 13,2 Meter breit, hatte ein Deplacement von 3250 Tonnen, eine Geschwindigkeit von etwas über 22 Knoten und eine Besatzung von etwa 300 Mann. Die „Nürnberg“, Jahrgang 1906, verdrängte 3470 Tonnen, lief 23 Seemeilen und hatte 322 Mann an Bord.

Vizeadmiral Maximilian Graf v. Spee, der Befehlshaber des deutschen Kreuzergeschwaders, wurde am 22. Juni 1861 in Kopenhagen geboren. Er gehört der Marine seit 1878 an. 1881 wurde er Leutnant zur See, zwei Jahre später Oberleutnant. Einige Zeit hindurch war er Hafenkommandant von Kamerun. Als Kapitänleutnant begleitete er 1897 den Prinzen Heinrich nach Ostasien. Im Herbst 1905 übernahm er als Kapitän zur See das Kommando des Linienschiffes „Wittelsbach“. Einige Jahre später wurde er zum Konteradmiral und zum zweiten Admiral des Aufklärungsgeschwaders ernannt. 1912 übernahm er die Führung des ostasiatischen Geschwaders. Nach dem glänzenden Siege über die englischen Kriegsschiffe an der chilenischen Küste erhielt er das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse.

Vor der Entscheidung im Osten

Die Riesenschlacht in Polen — Die überlegene Strategie unserer Generalstäbe — Eine Kaiserrede

Je weiter die Handlung des gewaltigen Kriegsdramas fortschreitet, desto mehr tritt die Einheitlichkeit des Gesamtplans hervor, wenn auch der Schauplatz wie in den Heldendramen Shakespeares häufig wechselt. Ob in Ost oder West: der Wille, der Plan, das Ziel sind eins. Es gereicht dem deutschen Generalstab nur zur Ehre, wenn die ausländischen Kritiker recht haben, die behaupten, sein ursprünglicher Kriegsplan sei außer Geltung gekommen, und zwar weil neuerdings mit verstärkter Wucht die Front gegen Osten gekehrt wurde, ehe noch die Entscheidung im Westen gefallen ist. Kriegsplan hin, Kriegsplan her, die deutsche Heeresleitung faßt den Feind, wo er zu fassen ist, und sie führt dort die Entscheidung herbei, wo sich die Bedingungen dazu ergeben. Das ist die wahre Strategie, und sie ist einfach wie alles Große.

Die Bedeutung des östlichen Kriegsschauplatzes ergibt sich auch daraus, daß unsere Gegner im Westen durch die Entwicklung der Dinge vollends dahin gebracht worden sind, alle ihre Hoffnungen auf den mächtigen Alliierten im Osten zu setzen. Was auch immer geschehen mochte, der Trost blieb, daß den bösen Deutschen der weiße Zar mit seiner großen Knute schon noch kommen werde. Nun dauert das ernste und

schwere Ringen auf den Schlachtfeldern Polens bereits seit der Mitte des November. Gewaltige Erfolge sind erzielt, schwere Schläge einem tapferen, hartnäckigen, von einem rücksichtslosen Willen vorwärts gepeitschten Gegner zugefügt. Aber bei der ungeheuren Ausdehnung des Schlachtgebiets und den starken Reserven des Feindes reift die endgültige Entscheidung langsamer als in den Schlachten früherer Kriege, bei denen sich Heeresgruppen gegenüber standen, die heute kaum einen Flügel der großen Armeen bilden würden. Man kann annehmen, daß Rußland in diesen großen Kampf nach und nach alles hineingeschickt hat, was es an kriegsbrauchbaren Truppen überhaupt auftreiben kann. Die Angaben englischer Blätter, die von drei Millionen Mann sprechen, sind aber zweifellos übertrieben. Eine solche Zahl von Feldtruppen steht den Russen überhaupt nicht mehr zur Verfügung nach den ungeheuren Verlusten an Toten, Verwundeten, Kranken und Gefangenen, die man insgesamt auf etwa zwei Millionen schätzen kann, wenn man zum Maßstab nimmt, daß allein die Offiziersverluste 60 000 Mann betragen. Jetzt geht es auch für Rußland, das menschenreiche, um Alles.

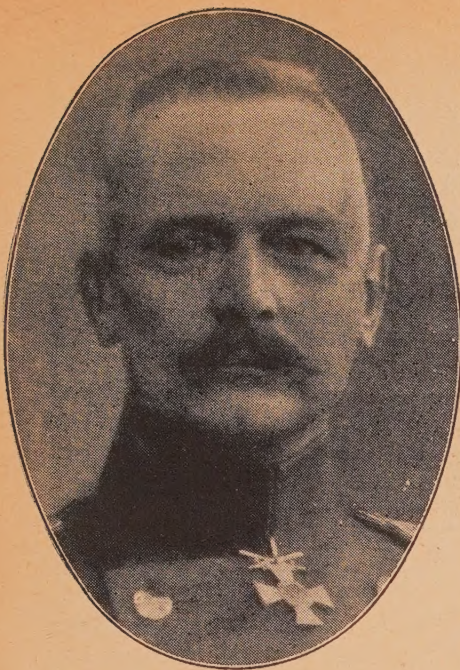
Eine Stimme der Bewunderung herrscht über die Größe der deutschen und österreichisch-ungarischen Strategie, die es ermöglichte, nach jenem glänzenden Rückzug Ende Oktober die verfügbaren Truppen so aufmarschieren zu lassen, daß die andringenden Massenheere des Feindes von vornherein in eine ungünstige Lage kamen. Eine Hauptrolle spielte bei der Durchführung der Pläne unserer Generalstäbe die Verwendung des strategischen Eisenbahnnetzes, und es ist kein übles Wort, wenn ein französisches Blatt nicht ohne Neid erklärte, „der deutsche Eisenbahnschaffner" entscheide die deutschen Erfolge.

Der erste große Zusammenprall der beiden Offensiven, der russischen auf der einen Seite und der deutsch-österreichischen auf der anderen, erfolgte am 15. November bei Kutno, wo mehrere Armeekorps der russischen zweiten Armee von den Truppen des Generals v. Mackensen angegriffen und unter schweren Verlusten, darunter 25 000 Gefangenen, in der Richtung auf Lodz zurückgeworfen wurden. Die Russen wurden durch ihre 5. Armee, die vom Süden herangezogen wurde, verstärkt. Trotzdem setzte General v. Mackensen den Angriff erfolgreich fort und erreichte es, daß die russische Streitmacht in dem Gebiet von Lodz von drei Seiten eng umschlossen war. Ehe jedoch der volle Erfolg dieser Umschließung erzielt war, trafen russische Verstärkungen ein, die unsere Truppen im Rücken und in der linken Flanke bedrohten und ernstlich gefährdeten. Wie es diesen heldenmütigen Kämpfern gelang, unter Mitnahme von 12 000 Gefangenen durchzubrechen, wurde bereits geschildert. Nachdem diese Krisis überwunden war, schritt der deutsche Angriff im Norden erfolgreich weiter. Er führte am 6. Dezember zur Einnahme der hart umstrittenen, bis aufs Aeußerste verteidigten russischen Stellungen um Lodz: das „russische Manchester" mit seinen 350 000 Einwohnern war in deutschen Händen. Kurz darauf setzte auch eine umfassende Bewegung gegen den russischen linken Flügel in Galizien ein, bei der die verbündeten Truppen zugleich vom Süden und vom Westen angriffen. Hier, wie auch an anderen Stellen der Schlachtfront, vor allem südwestlich von Petrikau, wo es galt, den russischen Versuch, aus Südpolen den bedrängten Nordarmeen zur Hilfe zu kommen, kämpften in engster Gemeinschaft und unter einheitlicher Führung die deutschen und die österreichisch-ungarischen Soldaten.

Gegenüber diesen großen Entscheidungskämpfen traten die Gefechte in den Karpathen und im nördlichen Teil von Ostpreußen an Bedeutung zurück. Dagegen sind neuerdings bedeutendere deutsche Streitkräfte aus dem südlichen Teil von Ostpreußen gegen Polen vorgebrochen und haben die Stadt Przasnysz im Sturm genommen. Die weitere Richtung dieses Vormarsches führt auf die befestigte Narewlinie und weiterhin hinter die große strategische Linie der Weichselbefestigungen Nowogeorgiewsk-Warschau-Iwangorod. Noch ist der Sieg nicht erkämpft, aber der übertriebene Nimbus der russischen Macht hat bereits beträchtlich gelitten. Das kommt sehr hübsch zum Ausdruck in einem Pariser Artikel der angesehenen Madrider Zeitung A. B. C., in der über die „Straßenwalze, die nicht vorwärts kommt", folgende Anmerkungen gemacht werden:

Die Niederlage der Russen bei ihrem Vormarsch gegen Preußisch-Polen und Schlesien ist den Franzosen und Engländern nur mit einer Verspätung von vielen Tagen bekanntgegeben worden. Als in Peking und sonst in den entlegensten Weltwinkeln der Ausfall des Riesenkampfes in Russisch-Polen schon tagelang besprochen wurde, glaubte die öffentliche Meinung in Frankreich und in England noch an ein unwiderstehliches Vorrücken des moskowitischen Heeres. Die Zensur hat in beiden Ländern große Geschicklichkeit darin bewiesen, die Tatsache zu unterdrücken, daß wieder einmal die berühmte Dampfwalze, das rouleau, der russischen Truppen von den Deutschen aufgehalten und Gegendampf zu geben gezwungen worden war. Zur Vergoldung der bittern Pille der neuen russischen Niederlage gibt's nur den einen Satz, daß das „rouleau ne marche pas", das berühmte rouleau, mit dem man die Heere des Kaisers schon wie Mehlfladen plattgewalzt, die Städte Posen, Breslau und alles sonst unterwegs bis Berlin zu Brei zerquetscht sah. Ja, die Walze ist ungewöhnlich, ist riesengroß; aber sie hat nicht genug motorische Kraft. Kaum setzt man sie in Gang, da genügt eine Kraftanstrengung der Gegner, sie außer Betrieb zu setzen. Die Erkenntnis davon beginnt langsam auch in Frankreich aufzudämmern, und schon melden sich Zweifel an der Wirksamkeit des vielgepriesenen rouleau. Und doch war die Walze eines von den wenigen Mitteln, die Hoffnung auf einen trotz allem dem günstigen Ausgang des Krieges aufrechtzuerhalten. So oft die Deutschen in Belgien oder in Frankreich Fortschritte machten, sprang sofort die russische Dampfwalze in die Bresche. Die Leser des Abc erinnern sich der Zeit, wo die Reiter der Kluckschen Heeresabteilung bis in die Nähe von Paris schwärmten. Damals teilte der Matin der Welt mit, die furchtbare russische Walze sei schon bis auf fünf Tagemärsche nach Berlin herangefahren. Bis auf fünf Tagemärsche in breiter Front, ohne sich um solche Kleinigkeiten wie Festungen à la Königsberg zu kümmern. In Wahrheit war die Walze nach Warschau in Sicherheit gebracht worden, und man hatte zwischen sie und die bösen Deutschen die Weichsel als Sperrkette gelegt. Kaum aber hatten sich die Truppen des Zaren wieder in Bewegung gesetzt, da hieß es in Paris, nichts könne die Walze aufhalten. Und als dann die Deutschen Antwerpen nahmen und die Küsten Nordfrankreichs bedrohten, da stieg die Besorgnis hier in Paris aufs höchste, und wieder trat die Walze in Tätigkeit. Man tröstete sich damit, bevor die Verbündeten ihren letzten Halt in Belgien verlören, hätte die russische Walze die auf dem westlichen Kriegsschauplatze tätigen Truppen des Kaisers längst im Rücken gefaßt. Leider (für die Pariser) hat sich diese Wahrsagung nicht erfüllt. Darum zweifelt man schon an der Wirksamkeit der Walze, und wenn man die unbefriedigenden amtlichen Berichte aus Petersburg liest, heißt es achselzuckend: Le rouleau ne marche pas. Daran knüpft man dann die bange Frage: Wenn die russische Walze nicht kommt, wer soll uns dann die Deutschen aus Belgien und Frankreich wegfegen? Unleugbar hält Frankreich sich auch mit Englands Hilfe hierfür zu schwach. Von einem Punkte bin ich überzeugt: Wenn die Franzosen ihre Departements wiederbekämen, nachdem die Feinde daraus vertrieben wären, würden sie den Krieg lieber nicht fortsetzen.

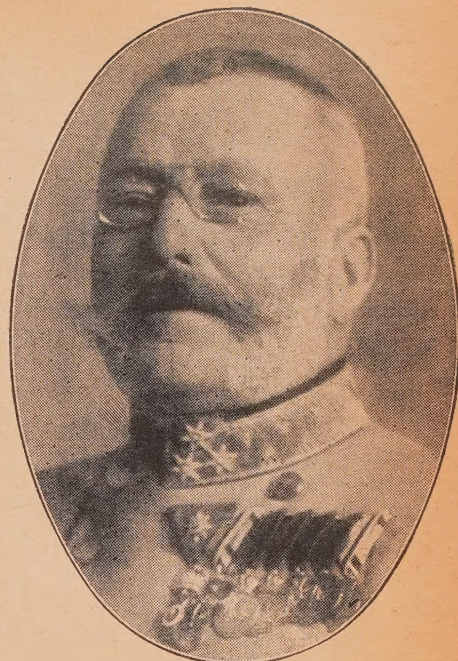
Während man in London und Paris mit den ungenügenden Leistungen der Russen unzufrieden ist, zeigen sich die maßgebenden Kreise Rußlands bitter enttäuscht darüber, daß sich die Verbündeten in Frankreich während der blutigen Kämpfe in Polen still verhalten haben. Nur dadurch hätten sie es den Deutschen ermöglicht, Linientruppen in großen Massen vom Westen nach dem Osten zu werfen. Man argwöhnt in Rußland, daß die westlichen Mächte den russischen



Erich v. Falkenhayn,
preußischer Kriegsminister, wurde endgültig zum Generalstabschef ernannt
Phot. Mayer



Herzog Albrecht von Württemberg,
Führer einer Armee auf dem westlichen Kriegsschauplatz
Phot. Schlesicky-Ströhlein



Erzherzog Friedrich,
der zum Feldmarschall der österreichisch-ungarischen Armee ernannt wurde
Phot. Selzer

Verbündeten allein für sich kämpfen lassen, und in Petersburg wird das böse Witzwort kolportiert: England werde mit Todesverachtung bis zum letzten — russischen Soldaten kämpfen.

Daß auch zwischen Frankreich und England nicht alles zum besten steht, ergibt sich aus einer ganzen Reihe von zuverlässigen Mitteilungen, wonach französische Soldaten sich mit ihren deutschen Kameraden angefreundet und sie gegen ihre englischen Bundesgenossen förmlich aufgehetzt haben. Die Wut der Franzosen wird dem Umstand zugeschrieben, daß mehrfach die englischen Reihen hinter den französischen eingegraben sind, um etwaige Anwandlungen von Uebergabegelüsten durch Flintenschüsse in den Rücken zu bestrafen. Bemerkenswert ist ein Aufruf, den deutsche Flieger auf französische Truppen und Ortschaften herabwarfen. Er ist von dem Kriegsfreiwilligen Reichstagsabgeordneten Prof. v. Schulze-Gävernitz verfaßt und besagt:

Frankreich war im selben Maße groß, in dem es gegen die Engländer kämpfte. Ach, das gehört jetzt der Geschichte an! In unseren Tagen steigen euere Gebete zu Jeanne d'Arc, der Heiligen, empor, für den Sieg der — Engländer. Die Enkel der Soldaten der Revolution und Napoleons I. wollen kämpfen und sterben für Großbritannien. England bewahrt für Frankreich das Schicksal auf, das es der Stadt Antwerpen bereitet hat. Dort haben die Engländer so getan, als wollten sie die Stadt retten, nur um Zeit zu gewinnen und um die Stapelplätze ihrer belgischen Konkurrenten zu zerstören. Darum haben sie die Stadt, die sich nicht verteidigen konnte, leichten Herzens den Schrecken einer Beschießung ausgeliefert. Franzosen, dieses Schicksal erwartet auch euch an der Seite eines Verbündeten, der Frankreich gegen Deutschland gehetzt hat, um seine eigenen Häuser und Kontore in Sicherheit zu bringen, um aus dem Ruin der anderen Vorteile für sich selbst zu ziehen.

Franzosen! Der Krieg, der jetzt wütet, ist nicht um euerer Interessen willen begonnen worden. Man hat euch der Handelspolitik Englands geopfert. Die englischen Diplomaten haben seit langem auf diesen Krieg hingearbeitet. Er ist in Wahrheit ein Krieg Englands, geführt, um die friedliche Arbeit eines gefährlichen Konkurrenten zu vernichten. England hat den eisernen Ring geschmiedet, den wir durchbrachen, indem wir in Belgien eindrangen. Um seine Existenz und seine Arbeit zu verteidigen, führt Deutschland die Sache, die die euerer Vorfahren war. Wie einst sie, kämpfen wir für das freie Meer, für die friedliche Zusammenarbeit der Völker.

Kaiser Wilhelm hat seinen Berliner Aufenthalt wegen einer leichten Erkrankung verlängern müssen. Von seinem Besuch bei den Osttruppen liegen noch einige bemerkenswerte Kundgebungen vor, vor allem eine Ansprache, die er vor deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen der Armeeabteilung des Generalobersten v. Woyrsch am 3. Dezember gehalten hat. Sie hat folgenden Wortlaut:

Kameraden!

Ich habe mir Deputationen der im Osten kämpfenden Truppen hierher bestellt, weil es mir nicht möglich ist, Euch alle vorn in den Schützengräben begrüßen zu können. Ueberbringt Euren vorn kämpfenden Kameraden meine herzlichsten Grüße sowie meinen kaiserlichen Dank und den Dank des Vaterlandes für Eure heldenhafte Haltung und Ausdauer, die Ihr in den letzten drei Monaten der russischen Uebermacht gegenüber bewiesen habt. Bei uns zu Haus sagt man mit Recht, daß jeder im Osten kämpfende Mann ein Held sei. Ihr habt die Ehre, Schulter an Schulter mit dem Heere Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph, meines Freundes und geliebten Vetters, zu kämpfen für eine gerechte Sache, für die Freiheit, für Existenz, Berechtigung einer Nation und einen zukünftigen langen Frieden. Wenn es auch noch lange dauern kann, wir dürfen dem Feinde keine Ruhe lassen. Wir werden weiter kämpfen mit Erfolg wie bisher, denn der Himmel ist auf unserer Seite. Mit Gott werden wir uns einen langen Frieden erkämpfen, denn unsere Nerven sind stärker als die unserer Feinde. Mein kaiserlicher Freund hat mir schon mehrfach die Tapferkeit der mit unseren österreichischen Brüdern zusammen kämpfenden Truppen hervorgehoben und, wie ich sehe, Euch durch allergnädigste Verleihung von Auszeichnungen seinen Dank gezollt. Wenn Ihr jetzt zurückkehrt in Eure Stellungen, nehmt Euren Kameraden meine herzlichsten Grüße mit und sagt ihnen, daß, wenn ich auch wieder nach dem Westen muß, meine Gedanken stets bei Euch sind, und meine Augen stets auf Euch ruhen, als wenn ich hinter Euch stände. Und nun zum Schluß laßt uns unseren brüderlichen Gefühlen Ausdruck geben, indem wir rufen: „Seine Majestät Kaiser Franz Joseph und sein Heer, hurra, hurra, hurra!"

Besonderen Dank sagte der Kaiser auch den in Ostpreußen kämpfenden Offizieren und Mannschaften. General der Infanterie v. Jacobi veröffentlichte folgenden Armeebefehl: „Euer Kaiser und König läßt Euch sagen, daß er zu Euch gekommen ist, um Euch für das zu danken, was Ihr in harten Kämpfen seit Monaten gegen einen Euch an Zahl weit überlegenen Feind geleistet habt, — um Euch die Grüße Eurer

Kameraden vom westlichen Kriegsschauplatz zu bringen, die Euch danken, daß ihr hier unsere Heimat verteidigt, während sie die deutschen Fahnen siegreich bis weit in die feindlichen Lande getragen haben. Euer Kaiser dankt Euch! Unser Kaiser weiß, daß wir auch weiter unsere Schuldigkeit tun werden. Er soll sich nicht in uns geirrt haben.“ Ueber eine Parade vor dem Kaiser heißt es in dem Feldpostbrief eines Artilleristen:

„Gestern abend zehn Uhr große Ueberraschung, unser Befehlsempfänger kommt mit der Nachricht, daß heute Parade vor dem Kaiser stattfindet. Und dem war so. Einfach, zu Fuß, Autos folgend, im Straßenschmutz der tauigen Straße, wir hoch zu Pferd. Und doch das Ueberwältigende des Herrschers. So sah ich ihn noch nie. Es sind alles Märchen, die von alt und grau geworden sprechen; ich wünschte mir nur einen Teil seiner Kraft. Ich glaube, ich sah nie ein so energisches, starkes und festes Gesicht. Ein junger Herrscher! Wilhelm der Sieger! Dabei schmaler, stolzer im Profil, als jedes Bild bisher mir zeigte. In Berlin hörte mein Bruder einst ein Wort nach des Kaisers erster Ansprache Ende Juli: „Ein solcher Kaiser ist der halbe Sieg.“

Den Generälen v. Scheffer-Boyadel und v. Morgen wurde der Orden Pour le mérite verliehen. An die Stelle des Generalstabschefs von Moltke ist endgültig Kriegsminister Erich v. Falkenhayn getreten. Ueber seine Berufung wurde in Berlin amtlich folgendes bekannt gegeben:

Generaloberst v. Moltke hat seine Kur in Homburg beendet und ist hier eingetroffen. Sein Befinden hat sich glücklicherweise erheblich gebessert, ist aber noch immer so, daß er bis auf weiteres nicht wieder ins Feld gehen kann. Seine anderweitige Verwendung ist in Aussicht genommen, sobald sein Gesundheitszustand es gestattet. Die Geschäfte des Generalstabes des Feldheeres sind dem Kriegsminister Generalleutnant v. Falkenhayn, der sie bei der Erkrankung des Generalobersten v. Moltke vertretungsweise übernahm, unter Belassung in dem Amt als Kriegsminister, endgültig übertragen worden.

Aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier kommt die Meldung, daß dem Oberkommandanten Erzherzog Friedrich zum Zeichen der Zufriedenheit des Kaisers Franz Joseph mit den Leistungen seiner Wehrmacht, der Rang eines Generalfeldmarschalls verliehen worden ist. Seine Ernennung gab Erzherzog Friedrich durch einen Armee-Oberkommando-Befehl bekannt, in dem er sagt:

Soldaten! Ihr habt mir durch Euren unvergleichlichen Heldenmut die höchste militärische Würde erkämpft. Mit berechtigtem Stolze könnt Ihr dieser außerordentlichen Auszeichnung Eures Armeeoberkommandanten entnehmen, daß Eure fast übermenschlichen Anstrengungen, den mächtigen Feind aufzuhalten, die allergnädigste Anerkennung Seiner K. u. K. Apostolischen Majestät gefunden haben. Soldaten! Ihr habt Bewundernswertes geleistet; doch ist der Feind noch nicht besiegt. Das beglückende Bewußtsein der Zufriedenheit unseres Allerhöchsten Kriegsherrn wird Euch neue Kraft verleihen. Schon wanken die Reihen des Feindes; noch ein letzter Ansturm, und der Feind ist niedergerungen. Mit Gott für Kaiser, König und Vaterland: Vorwärts!

Erzherzog Friedrich hat von seiner Ernennung dem Deutschen Kaiser Meldung erstattet und auch dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit kameradschaftlichem Gruße Mitteilung gemacht.

Der Kampf um das Völkerrecht

England und die Schweiz — Gegen die französischen Justizverbrechen

England, das beileibe nicht aus Neid und Weltherrschaftsgelüsten die Waffen gegen Deutschland erhob, sondern aus purer Liebe für das bedrohte Völkerrecht und zum Schutz der kleinen Nationen, hat der Schweiz einen Neutralitätsbruch schwerster Art zugemutet, und damit die paar Gläubigen, die seine heuchlerischen Versicherungen noch ernst nahmen, vollends aufgeklärt. Der Tatbestand geht aus dem Brief eines in der Schweiz lebenden Amerikaners hervor, der aus durchaus zuverlässiger Quelle stammt. Es heißt da:

Evelyn Monntswart Grant Duff in seiner Eigenschaft als Gesandter Sr. Britischen Majestät, außerordentlicher und bevollmächtigter Minister zu Bern, verlangte vom Herrn Bundesrat M., dem kommenden Präsidenten der Schweiz, daß die auf dem Sankt Gotthardt stationierten militärischen Autoritäten gestatten sollten, daß die Franzosen oder die Engländer funkentelegraphische Arbeiten an dem radiotelegraphischen Turm und Apparat der Schweizer Regierung auf dem St. Gotthardt für die Dauer des gegenwärtigen Krieges übernehmen, um ihn für Kriegszwecke zu benutzen. Dieser vorgeschlagene Bruch der Neutralität erregte die Wut des Herrn M. (Obwohl M. ein italienischer Schweizer aus dem Kanton Tessin und keineswegs prodeutsch ist.) M. sagte Grant Duff, daß er diesen Vorschlag als eine Beleidigung der Schweiz ansehe, und daß er nicht mehr mit ihm zu tun haben wolle, so lange der britische Minister in der Schweiz bleibe. M. veranlaßte ferner den Schweizer Bundesrat, an den Schweizer Gesandten in England zu telegraphieren, die britische Regierung zu benachrichtigen, daß die Schweiz angesichts dieses Vorkommnisses bitte, Grant Duff abzuberufen, und durch einen geeigneteren diplomatischen Gesandten zu ersetzen. Außer mir wurden die folgenden Herren von diesem Zwischenfall durch M. in seiner Wut unterrichtet. (Hier folgen Namen von Schweizern und Deutschen.)

Der hier genannte Grant Duff, der Gesandte des Inselreiches in Bern, hat auf sich auch den keineswegs unbegründeten Verdacht geladen, den unter Bruch der Schweizer Neutralität erfolgten Fliegerangriff auf die Friedrichshafener Zeppelinhalle durch höchst selbst betriebene Spionage vorbereitet und ermöglicht zu haben. Im übrigen hat die französische Regierung wegen des Ueberfliegens des schweizerischen Gebiets ihr „aufrichtiges Bedauern“ ausgesprochen und erklärt, die französische Regierung lege mehr als je Gewicht auf die schweizerische Neutralität; sie wolle, daß diese durch ihre Truppen beobachtet werde, einerlei, ob es sich um das eigentliche Gebiet der Eidgenossenschaft oder den darüberliegenden Luftraum handle. Die britische Regierung ging nicht ganz so weit in ihrem „lebhaften Bedauern“. Sie machte vielmehr Vorbehalte, da der völkerrechtliche Grundsatz, betreffend die Gebietshoheit über den Luftraum nicht unbestritten sei. Der Schweizer Bundesrat hat sich mit den Erklärungen der beiden Regierungen begnügt, hat aber der britischen Regierung mitgeteilt, daß sie die Gebietshoheit über den Luftraum in vollem Umfange geltend machen müsse und schon bei Gelegenheit der Mobilisation der Truppen eine entsprechende Weisung zu deren Schutze erlassen habe.

Der Protest der deutschen Regierung gegen die Verurteilung deutscher Militärärzte, die unter Bruch des gemeinen und des Völkerrechts, wie auch der Genfer Konvention erfolgt war, hatte insofern Erfolg, als der Revisionsrat des Pariser Militärgouvernements das Urteil aufhob, das neun deutsche Militärärzte wegen angeblicher Plünderung in Lizy-sur-Ourq zu Strafen von sechs Monaten bis zu zwei Jahren verurteilt hatte. Die Sache wurde vor den zweiten Kriegsrat verwiesen. Wir erwarten und wollen hoffen, daß dieses erneute Verfahren das schwere Rechtsverbrechen des ersten Gerichts wieder gut macht, und weiterhin hoffen wir, daß auch die übrigen Soldaten und Sanitätspersonen, gegen die sich Frankreich eine Justiz angemaßt hat, die ihm unter keinen Umständen zukommt, ihr Recht finden.

Die Bemühungen der deutschen Regierung durch Vermittlung der Vereinigten Staaten und Italiens den Justizmord, der gegen angesehene Deutsche in Marokko geplant ist, zu verhindern, blieben ebenfalls nicht ohne Wirkung. Wenigstens wurde so viel erreicht, daß das gegen drei Deutsche verhängte Todesurteil einstweilen nicht vollstreckt wurde.

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen der obersten Heeresleitung

5. Dezember.

Die in dem russischen Communiqué vom 29. November enthaltene Behauptung, daß bei Czenstochau ein deutscher Angriff unter schweren Verlusten gescheitert sei, ist falsch. Wahr ist das Gegenteil: Ein Angriff des 17. russischen Armeekorps, der bis auf sechzig Meter an uns herankam, wurde an dem betreffenden Tage unter außerordentlich schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen. Die Russen ließen eine sehr große Anzahl Toter und Verwundeter zurück und waren gezwungen, ihre Stellungen weiter rückwärts zu verlegen.

6. Dezember.

Vormittags. Heute nacht wurde der Ort Vermelles (südöstlich Bethune), dessen weiteres Festhalten im dauernden französischen Artilleriefeuer unnötige Opfer gefordert hätte, planmäßig von uns geräumt. Die noch vorhandenen Baulichkeiten waren vorher in die Luft gesprengt worden. Unsere Truppen besetzten ausgebaute Stellungen östlich des Ortes. Der Feind konnte bisher nicht folgen. Westlich und südwestlich Altkirch erneuerten die Franzosen ihre Angriffe mit erheblicheren Kräften ohne Erfolg; sie erlitten starke Verluste. Im übrigen im Westen keine nennenswerten Ereignisse.

Auf dem Kriegsschauplatz östlich der masurischen Seenplatte verhielt sich der Gegner ruhig.

Der Verlauf der Kämpfe um Lodz entspricht nach wie vor unseren Erwartungen.

Nachmittags. Lodz heute nachmittag von unseren Truppen genommen. Russen nach schweren Verlusten dort im Rückzuge.

7. Dezember.

Vom westlichen Kriegsschauplatz und dem östlich der masurischen Seenplatte liegen keine besonderen Nachrichten vor.

In Nord-Polen haben wir in langem Ringen um Lodz, durch das Zurückwerfen der nördlich, westlich und südwestlich dieser Stadt stehenden starken russischen Kräfte einen durchgreifenden Erfolg errungen. Lodz ist in unserem Besitz. Die Ergebnisse der Schlacht lassen sich bei der Ausdehnung des Kampffeldes noch nicht übersehen. Die russischen Verluste sind zweifellos sehr groß.

Versuche der Russen, aus Süd-Polen ihren bedrängten Armeen im Norden zu Hilfe zu kommen, wurden durch das Eingreifen österreichisch-ungarischer und deutscher Kräfte in Gegend südwestlich Petrikau vereitelt.

8. Dezember.

An der flanderischen Front bereiten die durch die letzten Regengüsse verschlechterten Bodenverhältnisse den Truppenbewegungen große Schwierigkeiten. Nördlich Arras haben wir einige kleinere Fortschritte gemacht.

Das Kriegslazarett in Lille ist gestern abgebrannt. Wahrscheinlich liegt Brandstiftung vor, Verluste an Menschenleben sind aber nicht zu beklagen.

Die Behauptung der Franzosen über ein Vorwärtskommen im Argonner Wald entspricht nicht den Tatsachen; seit längerer Zeit ist dort überhaupt kein französischer Angriff mehr erfolgt, dagegen gewinnen wir fortgesetzt langsam Boden.

Bei Malancourt östlich Varennes wurde vorgestern ein französischer Stützpunkt genommen. Dabei ist der größere Teil der Besatzung gefallen, der Rest — einige Offiziere und etwa 150 Mann — wurde gefangen. Ein französischer Angriff gegen unsere Stellungen nördlich Nancy wurde gestern abgewiesen.

Im Osten liegen von der ostpreußischen Grenze keine besonderen Nachrichten vor. In Nord-Polen folgen die deutschen Truppen dem östlich und südöstlich Lodz schnell zurückweichenden Feind unmittelbar. Außer den gestern schon gemeldeten ungewöhnlich starken blutigen Verlusten haben die Russen bisher etwa 5000 Gefangene und 16 Geschütze mit Munitionswagen verloren.

In Süd-Polen hat sich nichts Besonderes ereignet.

9. Dezember.

Westlich Reims mußte Pêcherie-Ferme, obgleich auf ihr die Genfer Flagge wehte, von unseren Truppen in Brand geschossen werden, weil durch Fliegerphotographie einwandfrei festgestellt war, daß sich dicht hinter der Ferme eine französische schwere Batterie verbarg. Französische Angriffe in Gegend Souain und gegen die Orte Varennes und Vauquois am östlichen Argonnenrande wurden unter Verlusten für den Gegner zurückgeworfen. Im Argonnenwalde selbst wurde an verschiedenen Stellen Boden gewonnen, dabei machten wir eine Anzahl Gefangene.

Bei den gestern gemeldeten Kämpfen nördlich Nancy hatten die Franzosen starke Verluste, unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

Aus Ostpreußen liegen keine neueren Nachrichten vor.

In Nordpolen stehen unsere Truppen in enger Fühlung mit den Russen, die in einer stark befestigten Stellung östlich der Miazga Halt gemacht haben. Um Lowicz wird weiter gekämpft.

In Südpolen haben österreichisch-ungarische und unsere Truppen Schulter an Schulter erneut erfolgreich angegriffen.

10. Dezember.

In der Gegend von Souain beschränkten sich die Franzosen gestern auf heftiges Artilleriefeuer. Ein am östlichen Argonnenrande auf Vauquois-Boureuilles erneuerter Angriff der Franzosen kam nicht vorwärts, er erstarb im Feuer unserer Artillerie; der Gegner erlitt offenbar große Verluste.

Drei feindliche Flieger warfen gestern auf die „offene, nicht im Operationsgebiet liegende“ Stadt Freiburg im Breisgau zehn Bomben ab. Schaden wurde nicht angerichtet. Die Angelegenheit wird hier nur erwähnt, um die Tatsache festzustellen, daß wieder einmal, wie schon so häufig seit Beginn des Krieges, eine „offene, nicht im Operationsgebiet liegende“ Stadt von unseren Gegnern mit Bomben beworfen ist.

Oestlich der masurischen Seen nur Artilleriekampf.

In Nordpolen auf dem rechten Weichselufer nahm eine unserer dort vorgehenden Kolonnen Przasnysz im Sturm. Es wurden 600 Gefangene und einige Maschinengewehre erbeutet. Links der Weichsel wird der Angriff fortgesetzt.

In Südpolen wurden russische Angriffe abgewiesen.

11. Dezember.

In Flandern machten wir Fortschritte. Westlich und östlich der Argonnen wurden feindliche Artilleriestellungen mit gutem Erfolge bekämpft. Französische Angriffe im Bois de Prêtre — westlich Pont-à-Mousson — wurden abgewiesen.

Oestlich der masurischen Seenlinie keine Veränderung. In Nordpolen schreitet unser Angriff vorwärts. Aus Südpolen nichts Neues.

12. Dezember.

In Flandern griffen gestern die Franzosen in Richtung östlich Langemarck an. Sie wurden zurückgeworfen und verloren etwa 200 Tote und 340 Gefangene. Unsere Artillerie beschoß Bahnhof Ypern zur Störung feindlicher Truppenbewegungen. Bei Arras wurden Fortschritte gemacht, in Gegend Souain-Perthes griffen die Franzosen erneut ohne jeden Erfolg an. Im Argonner Walde versuchten die Franzosen nach wochenlangem rein passivem Verhalten einige Vorstöße; sie wurden überall leicht abgewiesen. Dagegen nahmen die deutschen Truppen wiederum einen wichtigen französischen Stützpunkt durch Minensprengung. Der Gegner erlitt starke Verluste an Gefallenen und Verschütteten, außerdem machten wir 200 Gefangene. Bei Apremont, südöstlich St. Mihiel, wurden mehrfache heftige Angriffe der Franzosen abgewiesen, ebenso auf dem Vogesenkamm in Gegend westlich Markirch.

An der ostpreußischen Grenze warf unsere Kavallerie russische Kavallerie zurück und machte 350 Gefangene. Südlich der Weichsel in Nordpolen entwickeln sich unsere Operationen weiter. In Südpolen wurden russische Angriffe von österreichisch-ungarischen und unseren Truppen abgeschlagen

W. T. B.

Die Meldungen des österreichisch-ungarischen Generalstabes

5. Dezember.

In den Karpathen ereignete sich auch gestern nichts von Bedeutung. In Westgalizien entwickelten sich bei Tymbark kleinere, für unsere Waffen erfolgreiche Kämpfe. Die Lage in Südpolen ist unverändert. Die Schlacht in Nordpolen dauert fort.

6. Dezember.

Die Schlacht in Polen nimmt einen für die Waffen der Verbündeten günstigen Fortgang. Die nach Westgalizien vorgerückten russischen Kräfte wurden gestern von unseren und deutschen Truppen von Süden her angegriffen, die Verbündeten nahmen 2200 Russen gefangen und erbeuteten einige feindliche Trains.

In den Karpathen fanden Teilkämpfe statt. Der in die Beskid-Stellung (Komitat Zemplin) eingebrochene Gegner wurde zurückgeworfen und verlor 500 Gefangene.

Südlich Belgrad gewinnen unsere Truppen Raum. Westlich Arandjelovac und Gorniy Milianovac hat der Gegner neue Verstärkungen herangezogen und setzt seine vehementen Angriffe gegen Westen fort.

In die von unseren Truppen okkupierten serbischen Gebietsteile, die fast vollkommen verödet angetroffen wurden, beginnen allmählich die geflüchteten Bewohner zurückzukehren. Ungefähr fünfzehntausend Einwohner verblieben in Belgrad. Eine neu eingesetzte Stadtverwaltung übt bereits ihre Funktionen aus.

7. Dezember.

Das Ringen um die Entscheidung auf dem russischen Kriegsschauplatz dauert an. Oesterreichisch-ungarische und deutsche Truppen wiesen im Angriff im Raume südwestlich Petrikau die über Noworadomsk nordwärts vorstrebenden russischen Kräfte zurück, indes deutsche Truppen den Feind zum Weichen zwangen.

In Westgalizien sind gleichfalls größere Kämpfe im Gange; ihr Ergebnis steht noch aus. In diesem Raume nahmen unsere und deutsche Truppen gestern weitere 1500 Russen gefangen.

In den Karpathen wird weiter gekämpft. An manchen Stellen hat der Feind starke Kräfte wieder hinter den Gebirgskamm zurückgezogen.

Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die mit der Einnahme von Belgrad bedingten Operationen erfordern nunmehr eine Umgruppierung unserer Kräfte, deren Details sich naturgemäß der allgemeinen Verlautbarung entziehen.

8. Dezember.

Die Kämpfe in Westgalizien nahmen an Heftigkeit zu. Nunmehr auch vom Westen her angreifend, verjagten unsere Truppen den Feind aus seiner Stellung Dobczyce—Wieliczka. Der eigene Angriff dauert an. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Bisher wurden über 5000, darunter 27 Offiziere, abgeschoben.

In Polen wurden erneute Angriffe der Russen im Raume südwestlich Petrikau von unseren und deutschen Truppen abgewiesen.

Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die Umgruppierung erfolgt programmäßig. Einzelne Versuche des Gegners, dieselbe zu stören, wurden abgewiesen. Hierbei erlitt der Feind empfindliche Verluste. Unsere Offensive südlich Belgrad schreitet günstig vorwärts. Hier wurden 14 Offiziere und 400 Mann gefangen genommen.

9. Dezember.

In Westgalizien ist unser Angriff im Gange. In Polen dauert die Ruhe im südlichen Frontabschnitt an. Die unausgesetzten Angriffe des Feindes in der Gegend von Petrikau scheitern nach wie vor an der Zähigkeit der Verbündeten. Unsere Truppen allein nahmen hier in der letzten Woche 2800 Russen gefangen.

Weiter nördlich setzen die Deutschen ihre Operationen erfolgreich fort.

10. Dezember.

In Polen verlief der gestrige Tag an unserer Front ruhig. Ein vereinzelter Nachtangriff der Russen im Raume südwestlich Noworadomsk wurde abgewiesen.

In Westgalizien brachten beide Gegner starke Kräfte in den Kampf. Bisher wurden hier über 10 000 Russen gefangen genommen. Die Schlacht dauert auch heute fort.

Unsere Operationen in den Karpathen führten bereits zur Wiedergewinnung erheblicher Teile des eigenen Gebietes.

Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Ein Teil unserer Truppen in Serbien stieß westlich von Milanowatz auf starke feindliche Kräfte und konnte nicht durchdringen. Um dem angesetzten feindlichen Gegenstoß auszuweichen, wurden einzelne Teile in günstiger gelegene Abschnitte befohlen. Südlich Belgrad schreitet unsere Offensive vorwärts. Am 8. Dezember wurden insgesamt zwanzig Geschütze und ein Scheinwerfer erobert und zahlreiche Gefangene gemacht.

11. Dezember.

Unsere Operationen in den Karpathen verlaufen planmäßig. Der Feind leistete gestern, Donnerstag, zumeist nur mit Nachhuten Widerstand, die geworfen wurden.

In Galizien ist noch keine Entscheidung gefallen. Wo die Russen angriffen, wurden sie unter schweren Verlusten zurückgewiesen.

Die Ruhe an unserer Front in Polen hielt auch gestern an.

Przemysl ist vom Gegner nur eingeschlossen, wird aber nicht angegriffen. Die stets unternehmungsfreudige Besatzung beunruhigt die in achtungsvoller Entfernung vom Festungsgürtel sich haltenden Einschließungstruppen fast täglich durch kleinere und größere Ausfälle.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatz keine wesentlichen Vorfälle. Die angeordneten Verschiebungen vollziehen sich im allgemeinen ohne größere Kämpfe mit dem Gegner.

Die hier erwähnte Verschiebung bezieht sich auf eine Neugruppierung der Streitkräfte, die durch die Besetzung von Belgrad erforderlich geworden war.

Inner-Afrika in Nordfrankreich: Ein Senegalesenlager an der Kampffront



Der Emir von Afghanistan hält Heerschau

Deutschlands und Englands Sache

Von Bernard Shaw

Der beste und klarste Kopf unter den Dichtern englischer Zunge, Bernard Shaw, der sich in den ersten Wochen von dem Barbarengeschrei der Londoner Blätter einigermaßen beeinflussen ließ, hat rasch den Standpunkt gefunden, der seinem oft bewährten Drang nach Wahrheit und seinem Bekennermut entspricht. In der englischen Zeitschrift „The new Statesman" veröffentlicht er einen Artikel unter dem Titel „Gesunder Menschenverstand über den Krieg", der die Wahrheit recht kräftig und deutlich sagt. Wir geben einen Auszug:

Seit dem Sieg Deutschlands im Jahr 1870 hat die britische Propaganda für den Krieg mit Deutschland niemals aufgehört . . . Ich verurteile die nicht, deren Agitation ich beschreibe. Aber sie müssen auch bei ihren Kanonen stehen bleiben, nun da die Kanonen losgehen. Sie dürfen nicht behaupten, sie seien harmlose radikale Friedensfreunde gewesen, und die Propaganda für den Militarismus und den unvermeidlichen Krieg zwischen England und Deutschland sei eine preußische Gemeinheit, für die der Kaiser schwer bestraft werden müsse. Das ist nicht billig, nicht wahr, nicht anständig. Wir fingen es an; und wenn die Deutschen uns auf halbem Wege entgegenkamen, was sie freilich taten, so kommt es nicht uns zu, ihnen Vorwürfe zu machen. Darum, laßt uns keinen Blödsinn mehr hören über den preußischen Wolf und das britische Lamm, den preußischen Machiavelli und den englischen Evangelisten. Wir können nicht jahrelang brüllen, wir seien „Jungens von der Bulldoggenrasse" und uns dann plötzlich für Gazellen ausgeben. Es tut mir leid, das fromme Bild mit dem Heiligenschein verderben zu müssen, das der britische Journalist jetzt sieht, wenn er in den Spiegel blickt; aber es muß getan werden, wenn wir uns an dem bevorstehenden Tage der Ausgleichung vernünftig betragen sollen.

Wir wissen, daß im Auslande die Meinung besteht, und zwar selbst in den uns sehr freundlich gesinnten Bezirken, daß unsere ausgezeichneten Eigenschaften durch eine unverbesserliche Heuchelei getrübt würden. Für Frankreich sind wir immer das „perfide Albion" gewesen. In Deutschland würde in diesem Augenblick dieser Beiname als für uns viel zu schmeichelhaft zurückgewiesen werden. Nun haben wir diesen Ruf nicht umsonst erworben. Wenn man einen englischen Staatsmann nach seinen Beteuerungen und seiner persönlichen Vornehmheit beurteilt, so findet man in ihm oft einen liebenswerten, aufrechten, menschlichen, peinlich gewissenhaften Mann. Wenn man aber, wie ein Ausländer es muß, ihn bloß nach den offiziellen Taten beurteilt, für die er verantwortlich ist, so wird man oft zu der Folgerung getrieben werden, daß dieser achtungswerte Herr in der Tat ein skrupelloser, und dabei überaus eingebildeter Narr ist, schlimmer als Caesar Borgia und General von Bernhardi zusammengeknetet, und in den auswärtigen Dingen in allen Stücken ein Bismarck mit Ausnahme der gewaltigen Fähigkeit des derben Menschenverstandes und der Freiheit von Illusionen über die Natur und die Absichten seiner eigenen Diplomatie. So erhält man den erstaunlichen Kontrast zwischen dem Machiavelli-Grey der deutschen Zeitungen und dem liebenswürdigen und populären Sir Edward Grey, den wir in England kennen. . . . Das Beweisstück, wie uns die Junkerdiplomaten unseres Foreign Office in den Krieg hineingesteuert haben, liegt in dem amtlichen Blaubuch vor. In diesen vielzitierten und wenig gelesenen Aktenstücken sehen wir die Junker aller Nationen, die Leute, die seit Jahren gesagt haben „es muß kommen", die in England nach der zwangsweisen Dienstpflicht geschrien haben, auf einmal durch die plötzliche Entdeckung, daß es endlich doch gekommen ist, aus der Fassung gebracht und nicht wenig in Furcht gesetzt. Sie laufen herum vom Auswärtigen Amt zur Botschaft und von der Botschaft zum Palais und zwitschern: „Das ist entsetzlich!" „Können Sie es nicht verhindern?" „Wollen Sie nicht vernünftig sein?" „Denken Sie an die Folgen" usw. usw. . . . Die entscheidende Unterhaltung zwischen Sir Edward Grey und dem Fürsten Lichnowsky ist in der berühmten Nr. 123 des Blaubuchs enthalten. Mit dem ziemlich kindischen späteren Versuch, die Bedeutung von Nr. 123 herabzusetzen, weil der Fürst nur eine liebenswürdige Null sei und seinen „teuflischen Souverain" nicht wirklich vertreten habe, brauchen weder ich noch andere ernsthafte Personen uns abzugeben. Was über jeden Streit erhaben ist, das ist, daß nach diesem Gespräch Fürst Lichnowsky nichts tun konnte als dem Kaiser zu sagen, daß die Entente ihn unter keinen Bedingungen herauslassen würde, daß ein Kampf bis zum Ende zwischen dem Deutschen und dem britischen Reiche bevorstehe. Da sagte der Kaiser: „Wir sind Deutsche, Gott helfe uns!"; als ein Haufen vorlauter Studenten unter seinen Fenstern den Krieg hochleben ließ, forderte er sie auf, in die Kirche zu gehen und zu beten. Seine Telegramme an den Zaren, deren Weglassung aus dem Blaubuch, um das mindeste zu sagen, nicht ritterlich ist, waren würdig und eindrucksvoll. Und als die Deutschen mit einem Zitat aus dem Dichter, den sie „unseren Shakespeare" nennen, riefen: „Laßt die vier Enden der Welt in Waffen kommen und wir wollen sie zittern machen", da war dies, vom romantisch-militaristischen Standpunkt aus, schön.

Was die belgische Neutralität betrifft, so hat sich niemand je zwei Pence um Verträge gekümmert, und es war nicht unsere Sache, über die Heiligkeit von Verträgen zu reden, selbst wenn die Papierkörbe der Auswärtigen Aemter nicht mit zerrissenen „Fetzen Papier" angefüllt wären. Und das ist gut so. Denn General von Bernhardis Versicherung, daß Umstände Verträge verändern, ist nicht eine Seite aus dem Machiavelli, es ist ein Gemeinplatz aus den Rechtsbüchern, und in unserer Inselsicherheit waren wir gänzlich unfähig, uns die schreckliche Gefahr der geographischen Lage Deutschlands vorzustellen, zwischen Frankreich und England auf der Westseite und Rußland im Osten, alle drei zu seinem Untergang verschworen. Es war unverständig von uns, von Deutschland zu fordern, es solle auch nur den Bruchteil einer Sekunde (viel weniger nach unseres Wiener Botschafters Bunsen naivem Verlangen „wenige Tage") warten, ehe es auf den westlichen Feind losstürmte, da es doch keine Zusicherung über die Absichten der Westmächte erlangen konnte. „Wir sind in einer Notlage, und Not kennt kein Gebot!" sagte der Reichskanzler im Reichstag. „Es ist für uns eine Sache auf Leben und Tod!" sagte der deutsche Auswärtige Minister unserem Botschafter in Berlin, der plötzlich ein ungewöhnliches Feingefühl für die Heiligkeit des Londoner Vertrages über Belgien vom Jahre 1839 entwickelt hatte.

Es schien für unsere Regierung eine glänzende Gelegenheit gekommen, um sich an die Spitze des Volkes zu stellen. Aber keine britische Regierung, deren ich mich erinnere, hat jemals das Volk verstanden. Herr Asquith, getreu der Gladstone-Tradition, daß ein liberaler Premierminister nichts von der auswärtigen Politik verstehen und sich noch weniger darum kümmern darf, ging auf 1839 zurück und stellte sich auf den Advokatenstandpunkt, angehend „Verletzung der Neutralität Belgiens". Herr Asquith selbst ist trotz seiner wohlgefälligen Ueberzeugung, ein liberaler Staatsmann zu sein, in Wirklichkeit ziemlich genau das, was der Kaiser sein würde, wenn er aus Yorkshire stammte und ein Advokat wäre, anstatt daß er bloß zur Hälfte englisch und zur anderen Hälfte hohenzollerisch ist. Soweit Volksfreiheiten in Frage kommen, wird die Geschichte keinen Unterschied machen zwischen Herrn Asquith und Metternich. Jener ist gezwungen, sich an den sicheren akademischen Boden zu halten, aus der sehr naheliegenden Erwägung, daß, wenn er von der Einkerkerung von Redakteuren, demokratischen Agitatoren und dergleichen Dingen in Deutschland reden wollte, ein homerisches Gelächter losbrechen würde, untermischt mit Rufen wie: „Und was ist mit Aegypten?" „Gebt den

Frauen das Stimmrecht!" „Sind Sie kürzlich in Indien gewesen?" usw. usw., die seine Pose sofort zerstören würden. Die bare Wahrheit ist, daß Deutschland in vielen Beziehungen in Wirklichkeit demokratischer ist als England.

Und jetzt, was haben wir für Belgien getan? Haben wir seinen Boden vor der Invasion geschützt? Standen wir mit einer halben Million Mann an seiner Seite, als die Lawine niederging? Oder saßen wir sicher in unserem Lande und priesen Belgiens Heroismus in Artikeln, die alle die Vorstellung zu vermitteln suchten, daß der belgische Soldat nur etwa vier Fuß hoch sei, aber ungewöhnlich schneidig für seine Größe? Ach, als der belgische Soldat rief: „Wo sind die Engländer?" da war die Antwort eine Sprengstoffmasse, so groß wie ein Zimmer, die aus einem deutschen Mörser in die Luft geschleudert wurde, und im Niederfallen den Belgier in die Erde schmetterte, die wir vor den schlimmsten Schrecken des Krieges nicht retten konnten. Nicht wir haben Belgien beschützt, Belgien hat uns beschützt, indem es sich von Deutschland erobern ließ.",

Kriegserzählungen des Grafen Tisza

Wie die Franzosen sind . . .

Im Klub der Ungarischen Arbeitspartei gab Ministerpräsident Graf Tisza einiges von dem, was er aus dem deutschen Hauptquartier mitgebracht, zum Besten; er sprach von der Unberechenbarkeit der Gemütswandlungen des französischen Volkes. Die Seele der Franzosen sei der extremsten Ausschwingungen fähig, wie dies aus folgenden Geschichten hervorgehe:

Im Argonnenwalde war's, nach einem Tag heißer Kämpfe. Als der Abend sich herabgesenkt hatte, wurde, wie üblich, das Feuer hüben und drüben eingestellt. Unter hüben und drüben braucht man sich keine große Distanz zu denken. Die feindlichen Schützengräben lagen etwa achtzig Schritte voneinander entfernt. Plötzlich wurde aus dem deutschen Schützengraben eine Tafel emporgereckt und die Aufmerksamkeit der Franzosen durch Zurufe auf diese Tafel gelenkt. Zu lesen aber standen darauf die Worte: „Unser Oberst hat heute seinen Namenstag. Wir haben unseren Kommandanten lieb und möchten ihn gern feiern. Darum bitten wir um eine Waffenruhe bis zum Tagesanbruch." Bald nachher erschien eine Tafel aus dem französischen Schützengraben mit der Inschrift: „Waffenruhe bis zum Morgenanbruch bewilligt." Nun ging es im deutschen Schützengraben los. Lieder wurden angestimmt, Weinflaschen wurden geöffnet, Reden wurden gehalten, Hurra wurde gerufen, mit den Händen wurde geklatscht. Man war sehr guter Dinge. Plötzlich rief es vom Rande des Schützengrabens: „Hallo! Hallo!" Man streckte die Köpfe hinaus und erblickte zur allgemeinen Verblüffung die Franzosen von drüben. Sie waren herübergekommen, um mitzufeiern. Und waren nicht mit leeren Händen gekommen. Hatten Sekt und Zigarren und Kaffee gebracht. Natürlich wurden sie mit kameradschaftlichen Gefühlen und ausgesuchter Höflichkeit empfangen. Sie wurden eingeladen, in die deutschen Schützengräben herunterzukommen. Die Ehrenplätze an den Tischen wurden ihnen angewiesen, und Franzosen und Deutsche taten sich gütlich in der gemütlichsten Weise, bis die Nacht zu weichen begann und der erste fahle Schimmer des Morgens am Ostsaume des Horizonts erschien. Der Waffenstillstand war zu Ende gegangen. Die Franzosen erhoben sich. Die Deutschen taten das gleiche. Man verneigte sich gegenseitig, wechselte höfliche und herzliche Abschiedsworte. Dann trotteten die Franzosen in ihren Graben zurück und fünf Minuten später ging das Feuergefecht von neuem los. So liebenswürdig können die Franzosen sein.

Der zweite Fall: Wieder war's nach einer heißen Schlacht. Sie hatte den ganzen Tag gewütet. Zwischen den beiden Schützengräben lagen in dichten Haufen die Toten und die Verwundeten der beiden Teile. Sonst pflegte mit Anbruch des Abends das Feuergefecht in der Regel eingestellt zu werden. Diesmal machten die Franzosen keine Miene, diesen Brauch zu üben. Die Deutschen versuchten, das Feuergefecht abklingen zu lassen, aber die Franzosen ließen es nicht gelten und schossen wild darein. Aber so groß war die Zahl der Verwundeten zwischen den beiden Schützengräben und so furchtbar ihr Stöhnen, so herzzerreißend ihr schmerzliches Schreien, daß die Deutschen den Wunsch hatten, eine kleine Unterbrechung eintreten zu lassen, damit doch die Verwundeten beiseite geschafft und den Sanitätskolonnen übergeben werden konnten. Aus schrecklichen Wunden blutend lag ein französischer Oberst da. Sein Stöhnen war das herzzerreißendste. Er war der Kommandant der Franzosen drüben im jenseitigen Graben. Den Deutschen zerriß es das Herz. Da sprang einer von ihnen aus dem Graben hinaus, setzte sich den feindlichen Geschossen aus und rief herüber: „Kameraden! Euer Oberst schreit vor Schmerz! Machen wir doch eine halbstündige Pause, um die Verwundeten zu bergen!" Vergeblich! Mit einem Wutgeschrei wurde der Antrag abgelehnt, der Kampf die ganze Nacht über fortgesetzt. Als tags darauf die beiderseitige Erschöpfung die Einstellung des Gefechts erzwang, waren die Hunderte von Verwundeten zwischen den beiden Schützengräben verdorben und gestorben. So grausam kann der Franzose sein!

Die dritte Geschichte: Wieder im Argonnenwalde. Und wieder ein heißer Gefechtstag. Die Deutschen waren im Vorteil, und es schien, als ob der Anlauf zum Sturm von deutscher Seite jeden Augenblick losgehen müßte. Ja, ein deutscher Unteroffizier meinte, der Augenblick wäre bereits da, fing an, auf den französischen Schützengraben loszustürmen, lief bis dahin und sprang mit einem Satze hinein — immer in der Meinung, daß seine Kameraden mit ihm kommen würden. Mitten im feindlichen Schützengraben sah er sich plötzlich allein. Allein nämlich als Deutscher in Gesellschaft von vierzig bewaffneten Franzosen. Donnerwetter, das war keine bequeme Situation. Was tun? Zurückklettern und zurücklaufen? Das ging nicht an. Er wäre sofort von den Bajonetten der Franzosen im Schützengraben durchbohrt oder von den verfolgenden feindlichen Schüssen erlegt worden. Da hieß es bleiben und sich auf irgendeine Art heraushauen, irgendwie diese vielen Feinde beschäftigen, bis die Kameraden doch nachfolgen würden. All diese Ueberlegungen waren in einem Bruchteile einer Sekunde getan. Auf der Sohle des französischen Schützengrabens angelangt, hatte der deutsche Unteroffizier seinen Kriegsplan bereits fertig. Er reckte sich empor, warf den Kopf zurück, ließ sein Auge im Zorn sprühen und brüllte mit Stentorstimme: „Ihr seid meine Gefangenen!" Die Franzosen, offenbar in dem Glauben, daß wenigstens noch neunundneunzig Deutsche oben am Rande des Schützengrabens stünden (wie wäre sonst diese Tollkühnheit möglich gewesen), sahen die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage ein, ergaben sich und legten dem deutschen Unteroffizier alle Waffen zu Füßen. Ja, die vertrackte Hilfe wollte aber noch immer nicht kommen. Da mußte die Zeit irgendwie ausgefüllt werden. Der deutsche Unteroffizier war um Auskunft nicht verlegen. Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und brüllte die Franzosen an: „Kerls, jetzt werde ich Euch verhören!", und fragte jeden einzelnen nach seinem Namen, nahm ihnen das Nationale ab und notierte alle Daten, die er ihnen abgefragt, mit furchtbarem Ernst in sein Notizbuch. So verrann eine halbe Stunde. Dem deutschen Unteroffizier war es im Grunde seines Herzens schon ein klein wenig ungemütlich geworden, und während er sein Verhör fortsetzte, spitzte er immer nervöser die Ohren nach oben und nach drüben, ob noch immer nichts käme. Da kam es endlich. Nach einer starken halben Stunde hatte sich die deutsche Linie bis an den Graben gewälzt. Nun sprangen auch die übrigen Deutschen zu ihrem Kameraden hinab, umzingelten die Franzosen und machten sie dingfest. So naiv kann der verblüffte Franzose sein.

Im eroberten Belgrad

Der Konak König Peters

Auf den Zinnen des Kalimegdan weht das stolze Panier Habsburgs. Belgrad, der Sitz der Verschwörung gegen Europas Ruhe, ist in sicherer und fester Hand. Unmittelbar nach der Besetzung durch Teile der tapferen fünften Armee Oesterreich-Ungarns begann die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung. Einer Schilderung der ersten Tage im neuen Belgrad entnehmen wir folgendes:

Wir gehen zum interessantesten Gebäude Belgrads, zum Konak. Hier ist das Stationskommando untergebracht. Davor steht eine große Menge von Leuten, die teils Waffen abliefern, teils Bäcker, Fleischer, Geschäftsleute sind. Sie verlangen die Bewilligung zur Fortführung ihres Betriebes. Sie werden freundlich behandelt, erhalten die Bewilligung und gehen nach Hause, um wieder friedliche Bürgerarbeit zu beginnen. Im Hofe des Konaks befinden sich ungarische Honvedhusarenabteilungen, die, von ihren Streifzügen zurückgekehrt, dort Meldungen erstatten, ein wenig ausruhen und bald wieder weiterziehen. Das alte und auch das neue Konakgebäude werden streng bewacht und nur mit besonderer Bewilligung ist es möglich, dort Eintritt zu finden. Wir erhielten die Eintrittserlaubnis und durchstreiften die Säle, wo die Karageorgievic bis vor Ausbruch des Krieges wohnten. Wir betraten das Gebäude, das nicht einmal von außen, geschweige denn von innen einen königlichen Anblick bietet. Die Vorhalle ist eine Rumpelkammer, so wie dort alles bei dem eiligen Verlassen der Residenz im Juli zurückgeblieben ist. Zusammengerollte Teppiche, unendlich viele Bücher, Modelle französischer Geschütze mit Wachssoldaten, österreichische Soldatenbilder, Gemälde, Lüster liegen umher. Wir finden dort das „Buch des Kaisers" aufgeschlagen, die Seite, wo sich zwei Bilder: „Gemeinsame Ministerkonferenz unter dem Vorsitz des Kaisers" und „Der Kaiser empfängt den Vortrag seines Ministers" befinden. Unter den Büchern sind viele Bibeln, besonders zahlreich die Bände des „Gothaschen Almanachs".

Wir betreten den Thronsaal. Er ist vollständig leer, bloß die Portieren befinden sich an den Fenstern, zwei venetianische Lüster hängen herab, sonst Schutt und Mörtel, denn an der rechten Seite schlug eine Granate ein, und der Raum, über welchem sich die Bibliothek befand, ist zerstört. Vor dem mittleren Fenster befand sich die rot überzogene Erhöhung, auf welcher der Thronsessel stand. Wir wenden uns rechts und betreten ein kleineres Zimmer. Es dürfte ein Boudoir gewesen sein. In der Wand befindet sich eine geheime Tür, hinter welcher eine Wendeltreppe in den ersten Stock führt. Von hier aus kommt man an den langgestreckten Speisesaal. Bloß zwei Serviertische sind zurückgeblieben, mit einer Menge Dinerkarten.

Von der Vorhalle, in deren Mitte sich ein Springbrunnen befindet, führen zwei Holztreppen in das erste Stockwerk. Hier befanden sich die Räume des Kronprinzen Alexander. Diese waren recht einfach eingerichtet. Alles liegt in größter Unordnung umher, Kleidungsstücke, Wäsche, Handschuhe, Achselklappen, Parfüm, Liköre. Im daneben befindlichen Arbeitszimmer allerhand Korrespondenzen, ein Wandkalender, an welchem sich noch der Zettel vom 22. Juli befand. Neben dem Zimmer des Kronprinzen ist auch das einzige Badezimmer des Konaks. Weiter rechts gehend finden wir die Hauskapelle, in einer Nische ein Christusbild; daneben ist ein Raum, in dem alles übereinanderliegt, Familienbilder, Photographien der italienischen Königskinder, des Zarenpaares mit Widmungen liegen umher, Photographien des Kronprinzen mit seinen Soldaten und Offizieren. Eine Menge eigener Aufnahmen, Films und Glasplatten, die bereits ausgearbeitet waren. Ansichten



Schweres englisches Geschütz geht in Stellung — Phot. Benninghoven



Deutsche Radfahrerabteilung auf dem östlichen Kriegsschauplatz — Hofphot. Kühlewindt

von Mostar und anderen bosnischen Gegenden . . . Wir verlassen den Saal und begeben uns auf die Galerie in der Vorhalle. Dort liegen wieder Teppiche, Gemälde umher, eine herrlich gearbeitete bronzene Wanduhr, ein Lüster, dann verbrannte Bücher und Teppiche, denn auch an dieser Stelle hat eine Granate eingeschlagen. Ein trostloser Anblick, den dieser Königspalast bietet, dem es auch in Friedenszeiten an fürstlichem Prunk gefehlt zu haben scheint.

Fräulein Feldwebel

Die Geschichte einer polnischen Legionärin

In allen Kriegen hat es Frauen gegeben, die — rührend oder romantisch — tatkräftig die großen Ereignisse miterlebten. Es waren immer nur Ausnahmen, mußten es sein, denn das Kriegsspiel braucht Männer, ausschließlich Männer. Den Frauen bietet der Krieg fernab vom Schlachtfeld ein anderes reiches Betätigungsfeld . . . Mitten in dem Kugelregen der Feldschlacht hat sich auch in diesem Kriege eine Frau hervorgetan, ein kaum achtzehnjähriges Mädchen: Stanislawa Ordynska. Als polnische Legionärin hat sie so wacker gegen die Russen gekämpft, daß sie in drei Monaten zum Feldwebel befördert wurde. Dann wurde sie krankheitshalber beurlaubt. Die Neue Freie Presse erzählt die romantische Geschichte ihrer Abenteuer, die wie eine moderne Fabel klingt, wie eine neuartige und romantische Legende der Jungfrau von Orleans, und die doch nur in diesem zwanzigsten Jahrhundert Ereignis werden konnte.

Romantisch ist schon die Abstammung der Ordynska; sie ist eine echte Polin, ihrem Charakter, Wesen und ihrer Herkunft nach. In Warschau geboren, ist sie die Tochter eines Mannes, dessen glühende Vaterlandsliebe der russische Gewalthaber in das kältere Sibirien deportiert hat. Um den alten Mann die weite Reise nicht allein machen zu lassen, haben sie ihm, zur Begleitung jedenfalls, seinen ältesten Sohn mitgegeben. Der jüngere wurde, um ihm den Kummer, seinen Vater und Bruder verbannt zu wissen, auf die Dauer zu ersparen, aufgeknüpft, und die Ordynska, die viel gesehen hat, hat auch das gesehen. Ihre Mutter schließlich ist bloß verschollen und schmachtet wahrscheinlich in irgendeinem russischen Gefängnis.

Wie der moderne Krieg selbst, ist auch die kurze militärische Karriere der Ordynska aus zwei aneinander scheinbar widersprechenden Elementen zusammengesetzt. Als Soldat verkleidet, steigt sie beim Ausbruch des Krieges mit anderen gleichgesinnten Kameradinnen zu Pferde. Eine zweite Verkleidung, das Kostüm einer russischen Bäuerin, wird in die Satteltasche gestopft und alsbald benützt. So schleicht sie sich in einer doppelten Vermummung durch die feindlichen Stellungen, und was bringt sie von dort zurück? Man würde, nach den Gesetzen der Romantik, irgendein kostbares Beutestück oder zumindest einen erschlagenen Russen erwarten. Aber nein: Was sie zurückbringt und was viel wertvoller ist als eine ganze Kompagnie russischer Gefangener, ist eine Aufnahme der gegnerischen Aufstellung samt dem zugehörigen Terrain, ein sogenanntes Kroquis. Um ein solches zustande zu bringen, bedarf es einer durchaus nicht romanesken Fähigkeit: Man muß Distanzen richtig schätzen können, man muß zeichnen können, man muß, was gar nichts Besonderes ist und wozu doch unter zehn Menschen kaum einer imstande ist:

richtig sehen und das Gesehene wiedergeben können. Und dieses junge, modern geschulte Mädchen, diese Penthesilea mit den Augen eines Geometers, kann es. Sie kommt zurück, erstattet ihren Bericht, gibt das Kroquis ab, es ist richtig, erweist sich als nützlich, und sie wird — Gefreiter. Der moderne Dienst ist streng, die militärische Stufenleiter schwer zu erklimmen, und die Zeiten, wo man wie Prinz Eugen mit fünfundzwanzig Jahren Feldmarschalleutnant werden konnte, sind längst vorüber. Uebrigens machte die Ordynska nichtsdestoweniger eine fabelhafte militärische Karriere. Für einen gelungenen Handstreich, der dem österreichischen Kommando Einblick in die Notizbücher einiger russischer Offiziere verschafft, wird sie Korporal, für die Gefangennehmung dreier Russen gar Zugsführer — alles in wenigen Wochen. Und nun ist sie Feldwebel, der erste weibliche Feldwebel der österreichisch-ungarischen Armee.

Daß der weibliche Soldat, wenngleich Soldat, ein Weib bleibt, verrät eine Stelle des Berichts der Ordynska und der zu den interessanten Dokumenten dieser Zeit gehört. Die Stanislawa schildert ihre seelische Situation in dem Augenblick, da sie sich, auf einem Patrouillenritt begriffen, plötzlich einer russischen Abteilung gegenüber findet. Sie muß schießen, auf Menschen schießen, und sie kann sich nicht dazu entschließen, trotz ihres ererbten fanatischen Hasses gegen Rußland. Diese armen Teufel — so räsonniert sie frauenhaft: sie haben eine Mutter, Schwester, Braut — darf ich sie töten? Schließlich drückt sie dann doch ihren Revolver ab, männerhaft, beherzt, und tötet mehrere. Not kennt kein Gebot, und der Krieg ist nicht nur grausam, er macht auch grausam. Und sie hat die märchenhafte Chance, die ganze Abteilung, die sich in einen Hinterhalt geraten glaubt, in die Flucht zu jagen. Aber dieser Sieg, der durch drei Gefangene glorios bescheinigt wird, macht sie nicht froh; sie kann das Grauen über das Vorgefallene nicht verwinden, sie wird krank. Was ihr eigentlich fehlt, wissen wir nicht, wissen vielleicht auch die Aerzte nicht genau; es ist wohl jenes Grauen, das sie verfolgt und dem standzuhalten sich ihr noch halb kindliches, weiches Gemüt nicht stark genug erweist. So bricht auch Kleists Penthisilea, die klassische Amazone, an der Leiche des erlegten Achill zusammen . . . Nun, Penthesilea liebte den Achill, die Stanislawa aber haßt die Russen. Sie wird von ihrem Chok genesen.

Trotzdem macht dieses mädchenhafte Bekenntnis ihrer Schwäche, so unsoldatisch es aus dem Munde eines österreichischen Feldwebels klingen mag, die kleine Heldin erst recht liebenswürdig.

Deutsche Mannentreue

Der Geist unseres Heeres

Wir leben jetzt in Tagen der Erwartung. Große Entscheidungen im Westen und im Osten bereiten sich vor. Mit angehaltenem Atem lauschen viele auf neue Botschaft, auf Sieg und wieder Sieg, und manche möchten ungeduldig, mißmutig werden, wenn nicht jeder Tag wenigstens eine Siegesmeldung bringt. Wir aber haben wirklich allen Anlaß, in Ruhe und Geduld der nächsten Zukunft entgegenzugehen. Unsere Oberste Heeresleitung hat sich unser unerschütterliches Vertrauen längst verdient. Ebenso unerschütterlich ist aber auch das Vertrauen, das wir auf den ausgezeichneten Geist unserer braven Truppen setzen dürfen. Dieser tritt uns aus Feldpostbriefen, mündlichen und schriftlichen Berichten von Augen- und Ohrenzeugen immer wieder entgegen und bewegt und erhebt stets aufs neue unsere Herzen. Dafür ein neues Beispiel:

Aus einem Feldpostbrief eines württembergischen Artillerieoffiziers an seine Kinder wird ein rührendes Beispiel von Soldatentreue erzählt: „Es war da bei unserer Division ein famoser bayerischer Jägerleutnant, ein tapferer, schneidiger Kerl, der immer der Erste war, wenn's auf den Feind ging; er war jung und jugendfroh, sah aus wie Milch und Blut und hatte einen köstlichen, echt bayerischen Humor, so daß wir ihn alle von Herzen lieb hatten. Gab es nachts einen schwierigen Auftrag oder tags eine Stellung beim Feinde zu erspähen, war mit sicherem Schuß auf große Entfernung eine Rothose zu treffen, so rief man ihn herbei, und er kam nie zurück, ohne seinen Auftrag ausgeführt zu haben. Er hatte einen treuen, anhänglichen Burschen, der hieß „Sepp" und tat alles, was er seinem Herrn an den Augen absehen könnte; beim Gefecht im dichtesten Kugelregen lag er neben ihm und lud seinem nie fehlenden Herrn das Gewehr. Dieser Sepp nun konnte ganz wunderschön Mundharmonika spielen, Volkslieder, Jodler, Tänze, was man nur wollte; wir freuten uns manche Stunde über seine fröhlichen Melodien. Der junge Leutnant sagte darum auch zu Sepp, als eines Tages eine Granate gar nicht weit von beiden eingeschlagen hatte: „Sepp, wenn's mich amol trifft, dann tust Du mir's Grablied blasen, Du weißt schon, wie; und meiner Mutter schickst dann die paar Erinnerungen; alles andere, auch's Geld, kannst Du b'halten." Als Dritter im Bunde kam noch der treue Hund Caro dazu, der aber im Gefecht nicht dabei sein durfte. sondern tagsüber mit der Bagage marschieren mußte und dafür abends vor seines Herrn Tür schlief, und der außer Sepp niemand hineinließ. Oft hatte er sich hinten bei den Fahrzeugen losgemacht und war, wenn auch der Oberst schimpfte, bis zur Schützenlinie vorgeschlichen, um an der Seite seines Herrn dessen Gefahren zu teilen. Eines schönen Tages (vor vierzehn Tagen an der Yser) kam nun das Verhängnis; ein tödliches Geschoß traf unsern lieben jungen Leutnant mitten in die Stirne, daß er ohne sich zu regen auf der Stelle liegen blieb. Ein freundliches Lächeln verklärte seine Züge, wie wir es nie zuvor an einem Toten gesehen hatten! Unsere Trauer war groß, aber der Soldat hat nicht lange Zeit zum Weinen. So wurde denn in einem kleinen Ziergarten ein Grab geschaufelt und der tapfere Junge hineingelegt; wir nahmen den Helm ab zum Gebet und einer sprach ein schlichtes Vaterunser; auf den Grabhügel legten wir eine letzte Rose, die Kompagnie machte ein Kreuz dazu. Als die letzten Worte des Hauptmanns gesprochen waren, da fing Sepp an zu spielen: „Gott ist getreu" und „Befiehl du deine Wege", so wunderschön, wie wir es nie zuvor gehört hatten. Kein Orgelspiel hat mir je so gefallen! Wir hatten alle Tränen in den Augen. Dann spielte er das alte, schöne, unvergängliche Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden" und „Die Vöglein im Walde . . . In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn". Immer und immer wieder, bis es Nacht wurde und wir gehen mußten. Der Sepp war nicht vom Grab seines Herrn zu bringen; er setzte sich darauf, weinte und blies abwechselnd, was ihm an schönen Liedern einfiel und was sein Herr einst so gerne gehört hatte. Da auf einmal, wir waren fast schon fortgegangen, kam auch noch Caro irgend woher, als ob er den Tod seines Herrn geahnt hätte. Der winselte, scharrte und heulte, da er genau wußte, daß es um seinen Herrn geschehen sei. Ueber diese Abschiedsszene dröhnten und donnerten die Kanonen ihr grausiges Lied und pfiffen die Kugeln aus den Gewehren nur so hin und her. Tief ergriffen gingen wir, die Engländer kamen heran und machten einen Vorstoß; aber immer noch blies der Sepp im Abenddunkel sein Lied: „In der Heimat . . .", bis er mit Gewalt fortgeholt werden mußte, um nicht in Feindeshand zu fallen. Nur Caro blieb und wich nicht . . . Als wir zwei Tage später die Engländer geworfen hatten und an derselben Stelle vorüberkamen, lag der treue Caro tot auf dem Grab. Wir wußten nicht, war er vor Hunger und Gram gestorben oder hatte ihn ein kleines Geschoßstück getroffen, eine Wunde fanden wir an seinem Körper nicht. Den treuen Hund ließen wir zu Füßen seines Herrn einscharren. Seit jenen Tagen bläst der Sepp keinen Ton mehr; er hat seine Harmonika aus Gram ins Wasser geworfen!"

In der Schlacht

Von Rudolf Herzog

(Der Verfasser dieses Gedichtes, ein Namensvetter des vielgelesenen Romanschriftstellers, kämpft als Reserveoffizier in Frankreich)

Der Tag ist da, man hat nicht heimgedacht,
Nichts denken mögen als das eine fragen:
Angriffsbefehl? Geht's vorwärts? Steht die Schlacht?
Wir mitten drin, wir wissen nichts zu sagen,
Granaten heulen auf, wie Katzen schreien,
Schrapnells zerspringen mit metallnem Klingen,
Mit Paukentönen setzen Mörser ein,
Und Flieger kreisen wie auf Geierschwingen.

Blitz folgt auf Blitz, der Donner hinterher,
Und ist's der Donner schon der nächsten Schüsse,
War's rechts? War's links? Jetzt rasen kreuz und quer
Die Höllenseufzer und die Todesküsse,
Die Eisenfetzen reißen auf das Land
Und pflügen Furchen, daß die Schollen dampfen,
Und in der Wälder himmelhohem Brand
Unsichtbar rings ein Ringen, Stürmen, Stampfen.

In Schützengräben, tief im feuchten Grund
Ein Bataillon bis an den Hals vergraben,
Auf, auf! kreischt eines Leutnants junger Mund,
— Major und Hauptmann liegen für die Raben —
Tornister über, das Gewehr zur Hand —
Sieht man sie klettern — wie geblendet stehen —
Erst tastend schreiten — dann aus Rand und Band
Hinjagen und im Feuer jäh vergehen.

Man reckt den Kopf und löscht die Bilder aus.
Schon wühlen wildere sich in unsere Sinne
Und fliehn vorüber wie Gespensterbraus,
Und greift man zu, so wird man keines inne.
Jetzt vorgeschoben, jetzt zurückgerafft,
Neu eingesetzt mit fremden Truppentrümmern;
Im Munde faden, blutigroten Saft . . .
Sterbt, sterbt, nur siegt! Was kann uns andres kümmern.

Der Tag ist um. Man hat nicht heimgedacht
Und mag nichts denken als das eine fragen:
Angriffsbefehl? Geht's vorwärts? Steht die Schlacht?
Wir mitten drin, wir wissen nichts zu sagen,
Und wissen nur, das Leben ist ein Tand,
Ein bißchen Atem nur zum Vorwärtstreiben.
Doch fern am Rhein, dort liegt ein Wunderland,
Deutschland geheißen und soll Deutschland bleiben.

Eine Lagerszene. Die Soldaten sind gerade dabei, Essen zu fassen; die Küchenordonnanzen laufen geschäftig hin und her, als plötzlich der kommandierende General auftaucht. Er hält einen Mann, der mit einem großen Topf an ihm vorübereilen will, an und sagt:

„Halt, mein Sohn, laß mich mal versuchen, was Du da hast?"

„Verzeihen, Exzellenz . . ."

„Was soll denn das heißen?! Ich will das Zeug selbst einmal versuchen."

Er läßt sich von einem anderen Soldaten einen Löffel reichen und versucht den Inhalt des Kessels.

„Pfui Teufel . . . das schmeckt ja wie Spülwasser."

„Das ist es auch, Herr General!"

Feldkost. Der verfluchte Wald!

Sie hatten sich darin verritten, der Leutnant und sein Gefreiter. Dreizehn Stunden saßen sie im Sattel.

Die Zungen klapperten ihnen wie Ledertroddeln im trockenen Gaumen, und aus dem Magen grollte es gleich schwerem Haubitzenfeuer.

Da stießen sie auf eine verbuddelte Batterie.

„Kinder, habt Ihr was zu essen?" schrie der Leutnant.

Worauf wie liebliches Glockengeläut dieses Zwiegespräch zwischen dem Batteriechef und seinem Koch anhub:

„Müller, ist noch etwas Truthahn da?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Schön, geben Sie dem Herrn Leutnant ein Stück!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Leutnant biß emsig in das dargebotene Fleisch. Dann sah er unruhig auf.

„Verzeihung, Herr Hauptmann, was sagten Sie doch, daß dies für ein Viehzeug sei?"

„Truthahn, Herr Kamerad, richtiggehender Truthahn!"

Der Leutnant aß verdrossen weiter. Nur einmal sah er von der Arbeit auf.

„Und Sie bleiben dabei, Herr Hauptmann, daß das, was ich hier esse, ...

„Truthahn ist, Herr Leutnant. Ich versichere es Ihnen!"

Ergebungsvoll beendete der Herr Leutnant das Kauwerk. Dann erhob er sich, dankte dem Batteriechef für seine Gastfreundschaft, pfiff den Gefreiten herbei und sagte:

„Knetschke, — satteln Sie unsere Truthähne!"

(Lustige Blätter)





Landsturmmanns Abschied. „Also jieb Dir Mühe, Justav, — und det 'ste mir nich ohne Nikolaussen zu Hause kommst!"

Mit einem Transport Kriegsgefangener kommt auch ein verwundeter Russe auf einem Berliner Bahnhof an. Hier wird er, auf seiner Tragbahre liegend, mit dem Gepäckaufzug in das Erdgeschoß hinunterbefördert.

„Sehr schlau hat das haben gemacht dev Pruß," sagt er zu dem begleitenden Sanitätsmann, „sehr schlau; ganze Stadt unter den Erde gelegt. Unsere Generale wird diesen Berlin nicht finden."

*

Vor Reims. Hast d' heut' scho' was z' essen gehabt?

Jawohl.

Was denn?

A Flasch'n Schampaniger und zwei gelbe Rüb'n.

*

In den Schützengräben im Argonnenwald haben reichliche Liebesgabensendungen folgenden Stoßseufzer ausgelöst, in dem Humor und Sehnsucht nach der Heimat liebenswürdig vereint sind:

Liebeshandschuh' trag' ich an den Händen,
Liebesbinden wärmen meine Lenden,
Liebesschals schling' nachts ich um den Kragen,
Liebeskognak wärmt den kühlen Magen,
Liebestabak füllt die Liebespfeife,
Morgens wasch' ich mich mit Liebesseife,
Liebesschokolade ist erlabend,
Liebeskerzen leuchten mir am Abend,
Schreib' ich mit dem Liebesbleistift tiefe Liebesgabendankesagebriefe,
Wärmt der Liebeskopfschlauch nachts den Schädel,
Seufz' ich: „So viel Liebe — und kein Mädel!"



Zu den Kämpfen in Polen

Druck und Verlag Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau, Berlin-Tempelhof.
Bestellungen bei allen Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22-24.